

**Eröffnungsansprache der Präsidentin der Landessynode
Frühjahrstagung der Landessynode
der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern
31. März 2025 in Augsburg**

***** Es gilt das gesprochene Wort *****

Sehr geehrte, liebe Konsynodale,
sehr geehrter Herr Landesbischof, sehr geehrte Mitglieder des Landeskirchenrats,
sehr geehrte Gäste hier im Kongresshaus und an den Bildschirmen,
liebe Schwestern und Brüder!

1. Die Kunst der Störung

Vor etwa einem Jahr zeigte die Pinakothek der Moderne in München eine Ausstellung mit dem Titel: „Glitch – Die Kunst der Störung“. Das Wort „Glitch“ stammt aus der Medienwelt und bezeichnet eine technische Störung: ein eingefrorenes Computerbild, eine Schaltunterbrechung, einen Anschlussfehler im Film. Glitch-Art lenkt als Kunstform den Blick absichtlich auf die Störung, auf das, was nicht passt, und damit zugleich auf das, was durch die Störung entsteht. In der Glitch-Art wird anschaulich, dass Störung immer eine Unterbrechung bedeutet. Indem digitale Fehler bewusst eingesetzt werden, entstehen ästhetisch reizvolle Bilder, die neue visuelle Möglichkeiten eröffnen. Ähnlich verhält es sich mit Störungen in Organisationsabläufen: Sie durchbrechen Routinen und fordern zum Nachdenken und Vorausdenken heraus. Sie fordern heraus, die Dinge aus einer neuen Perspektive zu betrachten. Statt als Hindernis können Störungen als kreative Impulse verstanden werden – als Anstöße zur Reflexion, Neuausrichtung und damit als Katalysatoren für Veränderung. Dabei sind sie nicht mit Zerstörung oder Chaos gleichzusetzen, sondern vielmehr mit einer produktiven Irritation, die festgefahrene Strukturen aufbricht und neue Denkwege eröffnet. Darin liegt das transformative Potential der Störung.

Wir haben vor gut fünf Jahren eine tiefgreifende Störung erlebt: die Corona-Pandemie, die nahezu alle Lebensbereiche erschütterte – auch uns als Synode. Gewohnte Abläufe wurden unterbrochen, Unsicherheit machte sich breit, und wir waren gezwungen, vieles neu zu überdenken, anders zu planen und ungewöhnliche Wege zu gehen. Wenn wir uns heute daran erinnern, dann spüren manche vielleicht neuerlich die Ungeduld angesichts der sich damals hinauschiebenden Konstituierung der Synode. Andere empfinden ein weiteres Mal die Verunsicherung bei der Frage, ob es klug ist, sich physisch zu treffen. Und wir alle tragen in uns die Bilder von den Gesprächsrunden auf dem Parkplatz am Autohof Geiselwind – und die damit verbundenen gemischten Gefühle.

Zugleich war die Zeit der Pandemie auch die Zeit des großen Innehaltens, in der sich Unsicherheit und Reflexion miteinander verbanden. Es eröffneten sich uns in dieser belastenden Zeit neue Möglichkeiten: Digitale Kommunikation wurde zur Notwendigkeit und damit selbstverständlicher als zuvor. Gemeinschaft war nicht mehr an physische Präsenz gebunden. Strukturen, die lange als unumstößlich galten, mussten flexibel werden. Das hat unseren Weg durch die letzten fünf Jahre geprägt.

Rückblickend lässt sich sagen: Die Kunst der Störung lag auch für uns als sich neu konstituierende Synode darin, Erschütterungen nicht nur als Krise, sondern als Chance zu verstehen – als Impuls für Wandel und als Gelegenheit, das Wesentliche neu zu entdecken.

So verstanden bedeutet zu stören nicht, destruktiv zu sein, sondern im besten Sinne des Wortes, heilsam Unruhe zu stiften. Und genau so verstanden möchte ich an den Anfang meiner Eröffnungsansprache die These stellen: Kirche und die Kunst der Störung gehören zusammen.

2. Kirche und die Kunst der Störung gehören zusammen

Wir sind hier in Augsburg, an dem Ort, an dem 1530 die Confessio Augustana als Zusammenfassung der lutherischen Lehre an Kaiser Karl V übergeben wurde. Wenn wir heute fragen, was uns als lutherische Kirche ausmacht, dann beziehen wir uns selbstverständlich auf das Augsburger Bekenntnis, das damals die gesamte kirchliche Ordnung verstört hat. Im siebten Artikel der CA heißt es: Kirche ist die Versammlung aller Gläubigen, „bei denen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut dem Evangelium gereicht werden.“ Die Barmer Theologische Erklärung, die mit Beschluss der Landessynode 2017 in unsere Kirchenverfassung aufgenommen worden ist, setzt in ihrer dritten These dieses Bekenntnis fort: Kirche hat „zu bezeugen, dass sie allein sein“ – also Jesu Christi – „Eigentum ist, allein von seinem Trost und seiner Unterweisung in Erwartung seiner Erscheinung lebt und leben möchte.“

Wenn Kirche sich – in der Gemeinschaft derer, die an Jesus Christus glauben – allein vom Evangelium lenken lässt: Was ist das anderes als eine heilsame Störung dessen, was in der Kirche und in der Welt zu selbstverständlich, zu selbstbezogen und zu selbstzufrieden ist?

In den Evangelien begegnet uns Jesus von Nazareth als der, der am Sabbath heilte, der Aussätzig in seine Nähe lies und mit Zöllnern sprach. Er stellte bestehende gesellschaftliche Ordnungen infrage, durchbrach soziale und religiöse Grenzen und wandte sich konsequent den Marginalisierten zu. In diesem Sinne war Jesus ein „Störer“ – nicht um der Störung willen, sondern aus der tiefen Überzeugung, dass Liebe, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit über formalen Regeln und Traditionen stehen. Seine Störung des Status quo war die Einladung zur Umkehr – nicht nur individuell, sondern auch gesellschaftlich.

Und wenn wir als Gemeinschaft derer, die an Jesus Christus glauben, jetzt, in der Passionszeit, auf sein Kreuz schauen: Was ist das dann anderes als die radikale Störung dessen, was in der Kirche und in der Welt scheinbar so logisch, so klug und unumstößlich ist?

Im 1. Korintherbrief lesen wir: „Das Wort vom Kreuz ist denen, die verloren gehen, Torheit; uns aber, die wir errettet werden, ist es Gottes Kraft.“ (1. Kor. 1, 18). Das Kreuz ist in der christlichen Theologie nicht nur ein Symbol des Leidens und der Niederlage, sondern auch ein Zeichen der göttlichen Liebe und Erlösung. Diese paradoxe Deutung fordert heraus, die „Torheit“ des Kreuzes in eine höhere, göttliche Perspektive hineinzudenken, die sich nicht an menschlicher Vernunft oder den herkömmlichen Maßstäben von Macht und Erfolg orientiert.

Hier, in Augsburg, an dem Ort der Confessio Augustana, und heute, mitten in der Passionszeit, ist es also offensichtlich: Wenn Kirche sich als statische Institution begreift, verliert sie ihre Relevanz. Doch wenn sie die Kunst der Störung annimmt, kann sie zu einem Raum werden, in dem Erneuerung geschieht. Die Kirche Jesu Christi und die Kunst der Störung gehören zusammen.

3

3. Kirche muss bereit sein zu stören

Das heißt dann aber auch: Kirche selbst muss bereit sein zu stören. Nicht als Provokation um der Provokation willen, sondern um des tiefen Engagements für die Wahrheit willen. Sie muss bereit sein zu stören, selbst wenn es anderen eine Torheit zu sein scheint. Sie muss bereit sein zu stören aus dem Einsatz für Liebe und Barmherzigkeit heraus, selbst wenn damit allgemein anerkannte Regeln gebrochen werden. Kirche hat den Auftrag, auf die Würde jedes Menschen zu achten, sich für Arme und Marginalisierte starkzumachen, sich nicht mit ungerechten Strukturen abzufinden, sondern aktiv für deren Veränderung einzutreten. Kirche muss bereit sein, Störungen zu verursachen – nicht nur durch Worte, sondern auch durch konkretes Tun. Glaube zeigt sich in Wort und Tat. Glaube zeigt sich in der Predigt oder dem stillen Gebet. Und Glaube zeigt sich im Handeln: in der Hilfe für Menschen in Not, in der Krankenpflege, der Obdachlosenhilfe, der Seelsorge oder dem sozialen Einsatz in Krisengebieten. Und auch dies kann eine Form der Störung sein: Wenn die Kirche sich gegen bestehende Verhältnisse stellt – indem sie Geflüchtete unterstützt, Arbeitslosen beisteht oder sich für faire Löhne einsetzt. Erinnern Sie sich noch an die verstörenden Bilder von vor zehn Jahren, als im Sommer 2015 Zehntausende Geflüchtete am Münchner Hauptbahnhof eintrafen? Schlafende Menschen allüberall. Tausende Freiwillige, viele von ihnen engagierte Christinnen und Christen, die Essen und Kleidung verteilten, Unterkünfte anboten und die Neuankömmlinge in einer außergewöhnlichen Welle der Solidarität unterstützten.

Glaube in Wort und Tat – wir werden diesen Gedanken morgen bei unserem Thementag „Diakonische Kirche – kirchliche Diakonie“ vertiefen. Wir werden zum Beispiel darüber nachdenken, wie das Zusammenspiel von ehrenamtlicher und hauptberuflicher diakonischer Sozialarbeit im Quartier Menschen für die Anforderungen des gesellschaftlichen Wandels stärkt. Wir werden diakonische Orte kennenlernen, an denen junge Menschen sich in und außerhalb der

Schule für ein soziales Miteinander begeistern lassen. Wir werden erfahren, wie Sterbende und ihre Angehörigen dabei begleitet werden, in Würde Abschied nehmen zu können.

Bei all diesen und vielen anderen diakonischen Themen und im Austausch miteinander werden wir morgen immer wieder der Herausforderung begegnen, die Spannung auszuhalten, die darin liegt, dass wir als diakonische Kirche und als kirchliche Diakonie stören müssen und zugleich versöhnen, Widerstand leisten und zugleich Hoffnung schenken.

4. Kirche muss bereit sein, sich stören zu lassen

Ja, wir müssen Spannungen aushalten. Das mag auf den ersten Blick unbequem klingen, doch das trifft den Kern dessen, was Kirche heute ausmachen sollte.: Kirche darf nicht nur Störung verursachen, sie sollte auch bereit sein, sich stören zu lassen – als Institution und Organisation. Wir sollten nicht nur erkennen, sondern mehr noch anerkennen, dass die Zukunft der Kirche nicht in Bequemlichkeit liegt, sondern in der Bereitschaft, das Evangelium als eine dynamische Kraft zu begreifen, die in jede Zeit, in jede Gesellschaft und in die Kirche hineinspricht. Das bedeutet, sich immer wieder aus dem Takt bringen zu lassen – von den Menschen, die in der Kirche eine Heimat suchen, von der Gesellschaft und auch von den Krisen, die sie bedrängen. Kirche muss sich stören lassen von Gott und der Welt. Nur so bleibt sie lebendig, glaubwürdig und relevant. Sie muss unbequem sein – auch für sich selbst. Wenn sie ihrer biblischen und prophetischen Aufgabe gerecht werden will, darf sie nicht nur Missstände aufzeigen, sondern muss auch bereit sein zur Selbstkritik. Sie soll nicht zur bloßen Institution versteinern, sondern immer wieder neu fragen: Wo stehen wir? Wo müssen wir uns ändern? Wo mangelt es uns an Barmherzigkeit? Wo sind wir selbst der Gerechtigkeit und Wahrheit im Weg? Unbequem zu sein – auch für sich selbst – ist ein Zeichen von Lebendigkeit. Eine Kirche, die sich der Störung verweigert, verliert ihre Relevanz. Eine Kirche aber, die bereit ist, sich auf das Unbekannte einzulassen, bleibt eine Kirche, die in der Welt wirksam ist.

Zukunft bedeutet nicht, in Traditionen zu erstarren, sondern offen zu bleiben für den Geist Gottes, der oft durch Unruhe und Störung wirksam ist. Das schließt ein, Machtstrukturen zu hinterfragen, Missbrauch und Verfehlungen aufzuarbeiten und überholte theologische Positionen neu zu bedenken.

5. Auf dem Weg zur Kunst der Störung in der Kirche

Glitch-Art lenkt als Kunstform den Blick absichtlich auf die Störung, auf das, was nicht passt, und damit zugleich auf das, was durch die Störung an Neuem entsteht.

Bleibt die Frage: Wie können wir, die wir Verantwortung für die Leitung unserer Kirche haben, die Kunst der Störung in der Kirche konkret leben?

Die Antwort liegt in der Kunstform des Glitch. Wir sollten uns immer wieder trauen zu verstören und genauso, uns stören zu lassen.

In diesem Sinne sind wir alle „Glitch-Art-Künstlerinnen und -Künstler“.

Etwa, wenn wir ehemals sinnvolle Grenzziehungen überschreiten – zwischen Kirchengemeinden, Dekanatsbezirken oder Kirchenkreisen – und damit Räume schaffen, in denen wir neu handlungsfähig werden.

Oder wenn wir die Kirchenbänke aus den Kirchen räumen und für einige Zeit Esstische hineinstellen: Nicht einmal zwei Kilometer entfernt von hier ist das vor wenigen Wochen – wie an vielen anderen Orten in unserer Landeskirche – wieder geschehen. In der Vesperkirche St. Paul saßen Mittag für Mittag fast 8000 Menschen dem Motto folgend „an einem Tisch“.

Wir sind „Glitch-Art-Künstlerinnen und -Künstler“, wenn wir Mut haben – „m“, „u“, „t“ geschrieben, missional, ungewöhnlich, im Tandem, – und, wie in einem unserer MUT-Projekte, Kneipengottesdienste feiern, zu denen „Menschen, gleich welcher Glaubens- oder Zweifelsgemeinschaft“ sie angehören, eingeladen sind, wie es auf der Projekthomepage heißt.

Als „Glitch-Art-Künstlerinnen und Künstler“ haben wir keine Angst vor Anschlussfehlern, sondern im Gegenteil, wir nutzen sie, um wieder anschlussfähig zu werden. In den letzten Monaten wurden – im wahrsten Sinne des Wortes – begeisternde Beispiele dafür auf den Weg gebracht. Spirituelle Angebote verbreiten sich mit der Webseite „ganzhier.de“ über digitale Kanäle: Etwas, das vor zehn Jahren möglicherweise noch als undenkbares Verquickung erschienen wäre, ist uns also jetzt fast schon eine Selbstverständlichkeit. Ich könnte noch viele andere Beispiele für solche neuen Anschlüsse nennen: Die lebensweltorientierten Impulse für die Arbeit mit jungen Menschen durch das Konfi-Lab, die kreativen neuen Nutzungsideen für kirchliche Gebäude, das Konzept der wirkungsorientierten Finanzplanung, den entschlossenen Einsatz für mehr Chancengerechtigkeit.

Manches müssen wir als „Glitch-Art-Künstlerinnen und Künstler“ aber auch noch lernen, insbesondere vielleicht, wenn es darum geht, dass wir uns selbst stören lassen.

Ich möchte an dieser Stelle auch dafür ein Beispiel nennen: Wie wir als Synode an uns selbst die anstehenden Transformationsaufgaben gestalten, ist noch offen. Das wird an den verschiedensten Stellen spürbar: So laufen etwa die Vorbereitungen zur Landessynodalwahl noch in der Logik der früheren Kirchenkreise ab, weil neue Strukturen für die Zusammensetzung der Landessynode nicht gefunden sind. Und während wir uns als Haushaltssouverän über die wirkungsorientierte Finanzplanung informieren lassen, überschreiten wir – in der auch für kommende Synodalperiode feststehenden Größe von 108 Synodalen – unser Haushaltsbudget deutlich. Die sich im nächsten Frühjahr neu konstituierende Synode wird aus dieser Störung sehr rasch Neues zu entwickeln haben.

Liebe Konsynodale,

Kirche und die Kunst der Störung gehören zusammen.

Ich freue mich auf die kommenden vier Tage, in denen wir unsere Formen der „Glitch-Art“ weiter üben werden. Wir werden stören und uns stören lassen – und wir werden die Spannungen und Reibungen, die dabei möglicherweise entstehen, nicht nur anerkennen, sondern aktiv

und konstruktiv gestalten. Das bedeutet, dass wir unsere unterschiedlichen Perspektiven respektvoll miteinander in Dialog bringen, Widersprüche aushalten und produktive Wege finden, um gemeinsam weiterzukommen zum Wohl der Kirche, zum Wohl der Menschen in unserer Kirche und zum Wohl der Menschen, die unsere Nähe suchen. Unser Ziel ist es, aus diesen Spannungen neue Impulse und tragfähige Lösungen zu entwickeln, die sowohl den Anliegen als auch den unterschiedlichen Überzeugungen innerhalb der Synode gerecht werden. Lassen Sie uns daher die Kunst der Störung als einen Teil unseres Glaubensweges annehmen. Denn nur so kann Kirche das bleiben, was sie sein soll: ein Ort der Begegnung, der Veränderung und der Hoffnung.

Ein technischer „Glitch“ entsteht etwa bei einem eingefrorenen Computerbild. Wir als Kirche dürfen nicht – und wir werden nicht – einfrieren.

Denn: Eine Kirche, die lebt, ist eine Kirche, die sich bewegt – weil sie dem Ruf Jesu folgt und weil sie weiß, dass das Kreuz – mag es anderen auch eine Torheit sein – für uns eine Gotteskraft ist.